

Deutschen Rundschau

Nr. 299 **Bromberg, den 30. Dezember 1932.**

Der Jüngling im Feuerofen

Roman von Heinz Steguweit.

(20. Fortsetzung) —

9.

Lebensanfang.

Papa Wendland und der Pfarrer von Mostheim hatten unser Heiratsaufgebot zur Notiz genommen, ohne durch öffentlichen Aushang die Neugier der Tratschenden zu befriedigen. Maria und ihr Kind fanden Unterschlupf im Spülkeller, ich selber schlief nachts am Ufer, das Wetter blieb ja barmherzig. Die Gemeindeponte war noch nicht in Betrieb, sie lag irgendwo auf Kiel, weil drei Planken ausgewechselt und geteert werden mußten. Trotzdem tat ich frohe Arbeit in diesen Tagen. Fünf hohe Farbtöpfe verstrich ich in unsrer Wohnung. Die beiden Feldbetten lackierte ich schneeweiß, der Herd wurde geschmirgelt, an die Kellerdecke kam ein Leuchter mit sieben roten Wachskerzen, ich selber hatte dieses hölzerne Kunststück geschreinert. Unser Kind jammerte in einem Waschkorb, der an geflochtenen Kordeln schaukelte. Tisch, Wäsche und Geschirr kauften wir in den Nachbarorten, meine Fährmannsfranken reichten immer noch zu ein bißchen Aussteuer. Manches wurde auch gestiftet, Marias Mutter mußte wohl im Spiele sein, ich wurde nicht schlau aus der Geheimniskrämerei meiner Braut. Jeden Tag kam sie mit überraschungen. Eine gute Partie, wie die strickenden Kaffeeschwestern sagten . So trugen wir Halme und Federn ins Nest, Pankraz Wendland verbot mir jeden Mietzins, und die Ankers waren nicht zu bewegen, die Flut ihrer Wohltaten zu dämmen. Heute flog eine Plockwurst ins Kellerfenster, morgen ein Suppenhuhn, übermorgen ein Gummituch fürs Kind. Alles Wehren half nichts, ich machte mir Sorge, unsre Freundschaft könnte Schaden leiden; denn Adam und Eva würden eines Tages in dieser freiwilligen Liebe eine Pflicht sehen, und dann —? Ich redete den Leuten ins Gewissen, dreimal, zehnmal, bis sie den gütigen Unfug einstellten. Ich fürchtete für meine Seelenruhe bei dem satten Betrieb. Tat es doch nicht gut, mit Suppenhühnern anzufangen, um eines Tages beim Schimmelbrot zu landen. Das Umgekehrte war das Bessere!

Meine Sehnsucht nach Arbeit wurde unerträglich, nichts machte mich kränker als das träge Urlaubsgefühl. Doch war es unterdessen hell und menschlich im Keller geworden, Maria verstand sich auf allerlei Appetitlichkeiten — wie kräuselte sie die Mullgardinen, wie rieb sie den Wasserhahn blank, wie schnitt sie den Brotlaib an der Brust — ich wollte an den Vorabenden unserer Hochzeit keinen Fürsten beneiden. Es war etwas dran an dem, was man Glück nannte. Und nichts war dran an dem, was man Reichtum nannte. Zwar kroch ich noch auf allen Vieren, hatte aber nicht die Absicht, mein Leben lang ein Stümper zu bleiben. Wer mehr besaß als ich, durfte ich ihn verdammen? Wer tüchtiger war als ich, mußte ich ihm nicht nacheifern? Aller Anfang ist klein, dachte ich, auch die Weltgeschichte begann mit einem Feigenblatt!

Jeden Tag setzte ich mich für eine Stunde in den Keller und betrachtete alles, was mein geworden war: Die geweißten Wände, die molligen Betten, die Kochkessel, den Kronleuchter, den Säugling und auch Marias Beine. Meine Andacht suchte ihresgleichen. Mein Schweigen war ein Jubilate. Mein Frieden wahrhafte Inbrunst.

Die dicke Susanna ließ sich nicht mehr blicken, doch zeugten vielerlei Gerüchte von ihrer unverminderten Anwesenheit. Jeder Rotzjunge im Ort wollte wissen, daß Marias Kind ein Malörchen sei, und als mich Adam Anker eines Tages fragte, ob meine Braut denn wirklich und wahrhaftig Selbstmord verübt habe, da schwoll mir der Kamm. Ich belehrte meinen Freund solchermaßen: „Lieber Adam, wie kann das wahr sein? Sie lebt ja doch!"

Das leuchtete dem Gastwirt ein. Er versprach mir, die Jungfrau Susanna zu verwarnen, in Deutschland sei das Angebot in Kochtalenten sehr groß.

Maria erfuhr nichts von dem Klatsch, ich selber begriff nicht, wie sich die Nasen der Menschen so schnell auf die Fährte unseres Schicksals hetzen konnten.

Die Franzosen waren manierlicher geworden, der Ortskommandant von Mostheim hielt die Zügel stramm. Kam ein Offizier des Wegs, grüßte er mich zuerst. Lief mir ein Muskote in die Quere, grinste er verlegen. Für diese unnatürliche Artigkeit hatte Papa Wendland eine Erklärung: Manes Himmerod sollte mit dem hohen Kommandeur in Mainz gefährlich befreundet sein! Ich flüsterte dem Alten ins Ohr: „Wendland, das stimmt, es darf aber niemand erfahren, höchstens die dicke Susanna bei Ankers!"

Am nächsten Morgen wußte es der ganze Ort. Am übernächsten Abend luden mich die Herren der Mostheimer Offiziersmesse zum Wein.

Manes Himmerod lehnte ab.

*

Es war an dem Abend — wie oft fing unser Tag erst am Abend an — den man in köstlichen Zeiten den Polterabend zu nennen pflegte. Indessen polterten wir nicht, Maria und ich saßen beim Abendbrot, es gab Rindfleischbrühe mit Eierstich. Da klinkte Pankraz Wendland die Tür auf: „Manes, die Pont ist do, flink, sie is do, die Pont!"

Ich ließ den Teller stehen und rannte fort. Maria blieb beim Jungen, der alte Wendland hinkte mir schwerfällig nach, er hatte wieder Schöppchen gekippt.

Hosianna! Drei zünftige Schiffer verankerten die Ponte vor der Landebrücke, morgen sollte das Schartau versenkt werden, übermorgen schon Probefahrt sein. Ich betrachtete mir das breite Joch. Es würde ein Geschäft werden! Dreißigmal hinüber und herüber am Tag, Raum für zwei Autowagen, nachts doppelte Taxe — Himmel voller Geigen! Ja, ich würde mir eine blaue Schirmmütze kaufen, auch eine Lederjacke und einen schwarzen Lackhut, wie ihn die Helgoländer tragen. Und Pfeife würde ich rauchen den ganzen Tag. Und einen Vollbart wachsen lassen wie Onkel Tirpitz, sofern Mariechen den Sauerkohl genehmigen sollte. Auch träumte ich von langschäftigen Kürassierstiefeln, von einem tätowierten Anker auf dem Arm und von einem Schleppnetz voller Hechte, Barben und Aale.

Pankraz Wendland stieß mich in die Rippen, während ich unentwegt übers Rheinwasser spintisierte.

„Du, fahren kannste noch nit mit der Pont, das dauert noch drei Woche!"

Mir blieb der Unterkiefer stehen. Papa Wendland lachte mich aus, und dieses Gelache roch nach Mostheimer Riesling: „Von wege die Strompolizei, gell. Die muß das erst in Augenschein nehme!"

Noch drei Wochen! Ich würde dann ausgeflittert haben.

„Komm, Wendland, köpf' eine Flasche, morgen ist Hochzeit!"

Ich hatte doch noch Lust zum Polterabend bekommen, die Ponte war halt eine runde Sache. Warum war ich so töricht gewesen, den Menschen ihr bißchen Tratsch anzukreiden. Großer Himmel, über solche Winzigkeiten mußte Manes Himmerod hinaus sein. Kreuz hohl, befahl ich mir, daheim wartet einer, der dich lieb hat!

Nein, es warteten mehrere. Es wartete ein aufgeregtes Menschenspektakel. Zuerst schlug mir der Schreck die Kniekehlen ein, dann rannte ich in ängstlichen Sprüngen, mein Herz klopfte bis zu den Schläfen. Ich war ja gewohnt, immer dann vom Schicksal verprügelt zu werden, wenn ich mich glücklich fühlte.

Diesmal blieb ich verschont, meine Knie strafften sich wieder: Vor Marias Kellerfenster randalierte halb Mostheim mit Adam Anker in der trubelnden Vorhut. Der Pfarrer war gekommen, der Küster Donatus, der Weichensteller Philipp Weber und der Landarbeiter Fritz Billen. Ganz vorn ein Dutzend Messejungen in weißen Chorhemden mit rotem Kragen:

„Das ist der Tag des Herrn, —
Ich steh allein auf weiter Flur!" —

Vier dicke Posaunisten quetschten sich mit ihren Messingröhren vor:

„Aus der Jugendzeit — o wie liegt so weit!"

Das wirkte auf die Augen wie geriebener Meerrettich. Wenn nur nicht Marias Junge wach wurde. Es war ja schon spät am Tag. Ich bat die Musikanten innigst, es bei einem Lied bewenden zu lassen, ich sei zu erschüttert und müßte für meine Gesundheit fürchten. Da ließen sie die Spucke aus dem Messing träufeln und klemmten ihre Apparate grunzend unter die Achsel. Kaum war dies geschehen, flehte mich Adam Anker an, wenigstens noch dem Männerquartett der freiwilligen Feuerwehr ein musikalisches Angebinde einräumen zu wollen. Die Kerle hätten die Uniformen gebügelt, hätten eigens für diesen Polterabend die Helme mit Sidol geputzt und die Backen wie zum Sonntag rasiert. Ich fragte nach dem Titel des Liedes, weil doch die Franzosen — jeder dritte Zuhörer war ein Poilu — den ganzen Zupfgeigenhansel auf den Index gesetzt hatten. Adam Anker beruhigte mich, es sei alles in Ordnung. Die Feuerwehr sei zwar nur auf Heimat- und Soldatenlieder dressiert, doch habe sie noch einen ganz ungefährlichen Kantus auf der Walze, dessen Text man nur des anwesenden Pfarrers wegen ein bißchen okulieren mußte.

„Nanu?"

Schon hob der Brandmeister die Stimmgabel und summte vier Tonlagen. Dann offenbarten sich die schmetternden Kehlen:

„Es war ein König in Kalkutta,
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Mutta
Einen gold'nen Becher gab — —!"

Einer kniff mich ins Fell. Ich drehte mich um: Der Pfarrer von Mostheim! Er verbiß sich das Lachen.

„Tja, Hochwürden, da kannste nix machen!"

Dem Gottesmann kamen die Tränen, am liebsten hätte er aufgeschrien vor Vergnügen, doch beherrschte er sich standesgemäß. Und erlöste sich mit einem pressenden Husten, dessen Entladungen nicht gerade die leisesten waren.

Pankraz Wendland mußte als Ortsvorsteher von dem feierlichen Auftritt gewußt haben; denn er stieg jetzt, von zwei Küfern mit Pechfackeln romantisch eskortiert, auf ein Weinfaß. Und hielt eine Ansprache mit dreimaligem Tusch, um mir dann den — — Ehrenbürgerbrief der Gemeinde zu kredenzen. Auf diesen Orden war ich nicht gefaßt gewesen. Maria Selbach wurde Gattin eines richtigen Ehrenbürgers! So was Geckes. Da mußte der Schiffer Manes Himmerod zutiefst ergriffen den braven Mostheimern danken. Und während ich, ebenfalls auf dem Weinfaß thronend, an mein Volk sprach, erspähte ich am Ufer des Tumults auch Jungfrau Susanna, die runde Kanaille. Sie faltete die Wurstfinger auf ihrem Bauch und trug allerlei Krakeel im Gesicht. Ich zählte neben Adam Anker, Pankraz Wendland und dem fröhlichen Pastor auch ihren Namen in der Reihe derjenigen auf, die ich als „echte, brave, teutsche" Rheinmenschen ohne Falsch und Hinterlist hatte kennen und schätzen lernen dürfen!

Einen Augenblick war's totenstill in der Runde. Dann brüllte ganz Mostheim, und die meisten kicherten sich — die Winzerleute waren verflucht pfiffig — in die Ohren, der Manes Himmerod hätte jetzt Rache genommen. — Dem war nicht ganz so. Denn Susannchen schaukelte mit ihrem Wanst durchs Gedränge, drückte mir leutselig die Hand und versicherte näßenden Blicks, ich sei wirklich ein ordentlicher Mensch geworden und sie würde auch weiterhin alles tun, was in ihrer Kraft stünde.

„Hoffentlich nicht, Susanna!"

Das begriff die Fette nicht, denn sie reichte mir abermals die Vorderpfote, die sich anfühlte wie Speck.

Ich zog mit der Rotte Korah zum „Goldenen Anker", weil Maria ihre Ruhe haben mußte. Im Wirtshaus gab es Freiwein, gestiftet vom Winzerbund. Zwei Fässer wurden trockengelegt, wir saßen rittlings auf Bänken und Kisten mitten in der Straße, denn die Gaststube selber war geheiligtes Hoheitsgebiet der „Grande Nation".

Zu einer allgemeinen Besäufnis reichte der Stoff zwar nicht, und es war gut so. Aber die Poilus hatten geruht, uns Gesang und Musik bis zur Mitternacht zu gestatten, indessen ging man schon um elf nach Hause; denn eine vollblütige Festlaune kam nicht hoch, der Vorrat an Schmerzen war zu groß in dieser Zeit, auch saßen in Zweibrücken noch sieben unerlöste Mostheimer — Familienväter — im Gefängnis, die ich nicht hatte einhandeln dürfen.

Ich stieß noch meinen Freund Adam übermütig in die Hüfte und fragte ihn nach seiner Eva, die hätte sich überhaupt nicht blicken lassen.

„Eva ist schwer krank, Manes!"

Da ich große Augen machte, zog Adam meinen Ohrlappen an seinen Mund: „Nächstes Frühjahr, Manes!"

Ich verstand und freute mich. Und durfte der erste sein, der sich dieses Geheimnis aneignete.

„Hoffentlich wird's ein Jung, Adam? Es kommen saure Zeiten!"

Der Glückliche machte das Armbein krumm und drohte mit dem Finger: „Nix merke lasse, gell!"

Und verschwand mit den Worten: „Da habbe wir scho zwölf Johr drauf gewartet!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Altmünchner Rauschgoldengel.

Skizze von Mathilde v. Leinburg-München.

In den blumengeschmückten, schattenreichen Anlagen des Sendlingertorplatzes lungerten sie herum: kräftige, junge Burschen; manche schon keine Burschen mehr, Männer in den besten Lebensjahren. Sie schwätzten, machten schlechte Witze oder führten verbitterte Reden. Manche rauchten auch und spielten Karten. „Eine Schande, das" schalten Vorübergehende. — „Wir haben ja nichts zu tun", verteidigten sich trotzig die gezwungenen Nichtstuer. — „Wie ist denen nur zu helfen?" zerbrachen sich selbst die Klügsten den Kopf.

Jetzt war hier aber nichts mehr zu sehen von all dieser Not. Entlaubt waren die gütigen Schattenspender. Auf den Bänken lag der Schnee, und wo sonst die Erwerbslosen in Rudeln beisammenstanden, da reihte sich jetzt Bude an Bude mit allerhand billigem Zeug, nützlichem und unnützem, Strickwaren und Spielsachen, Hausschuhen und Spitzen, Lebkuchen und Zuckerwerk, Wachskerzen und glitzerndem Christbaumschmuck. Weithin zog sich die Budenstadt des „Christkindelmarktes", und wo ihre festlich beleuchtete Pracht zu Ende war, da begannen im Dunkel nur weniger Lampen die Geheimnisse des „Krippelmarktes": die tannenduftete Budenreihe der Moosverkäufer, Figurenschnitzer und Krippengebäudeverfertiger.

„Da schau, Hermann!" jauchzte auf einmal ein zartes, blasses Mädchen, das mit ihrem Liebsten hier durchspazierte.

„Solche Engel hat die Mutter gemeint. Gibt's die also wirklich noch? Nur einmal möcht' sie noch einen solchen Altmünchener Weihnachtsengel auf dem Baum haben, wie sie ihn, schon damals als Großvatererinnerung, in ihrer Kindheit bewundert hatte. Aber 's reicht halt net", schmerzlich blickt sie in ihr Geldtäschchen, „weil sie mich abgebaut haben."

„Und ich hab' auch nichts", murrte ihr Begleiter. Er war einer von denen, die im Sommer hier tagelang geschenkte Zigaretten in die Luft verpufft hatten. „Was bin ich nicht schon alles gewesen: Zeichner und Maler, Baumeister und Kunsttischler! Nirgends war fester Fuß zu fassen. Kann meinem Mädel nicht mal die kleinste Weihnachtsfreude machen."

„Die größte Weihnachtsfreud' machst mir, wenn wir am Weihnachtsabend beisammen sein können. Selig strahlte sie ihn an. Er aber sah es gar nicht. Wehmütig betrachtete er die daliegenden Christbaumengel mit ihren feinbossierten Wachsköpfchen, dem geschickt geknitterten langen Kleid aus Rauschgold. Wahrhaftig, Engel, wie aus einer alten Barockkirche entflogen. Der Hoffnungslose wurde immer ernster und schweigsamer. Unvermittelt sagte er: „B'hüt dich Gott, Rosel, auf Wiedersehen!" Rasch eilte er davon.

„Ja aber — Hermann! Hermann!" — fort war er.

„O, die Mutter hat ganz recht: gar keine Manier mehr haben die Männer heutzutage!" —

Dieses bisher unbedeutende Vorstadt-Kaufhaus! Und auf einmal solchen Zulauf? Mehr als die Warenhäuser der inneren Stadt. Da sieht man's wieder, was die Reklame ausmacht. Alles strömt hinein — nur, um den riesenhaften Rauschgoldengel zu sehen, der dort inmitten des Lokales steht. Und kleine Rauschgoldengel fliegen überall umher, thronen über den Waren, und wessen Einkauf gar die Unsumme von zehn Mark erreicht, der bekommt so einen Engel umsonst drein. Einfach g e s c h e n k t, einen solchen Altmünchener Weihnachtsengel mit dem allerliebsten Wachsgesichtchen und dem prächtig mit allerlei farbigem Metallpapier aufgeputzten Goldkleid. Und wie geheimnisvoll das klingt, wenn von der Wärme, vom Luftzug der hin- und herwogenden kauflustigen Menge die vielen Rauschgoldkleidchen in leichte Bewegung geraten!

„Ja, ja, diese Firma ist reich geworden an dem diesjährigen Weihnachsgeschäft allein", sagt die Mutter, während sie die letzten Kerzen an dem Christbaum befestigt. Der steht nur in der Wohnküche. Aber da ist es wenigstens warm und behaglich; das gute Zimmer kann man ja nimmer heizen, seit die Rosel nichts mehr verdient.

Das Mädchen sitzt bleich und abgehärmt am Tisch und kämpft mit den Tränen. „Gar nix mehr hören lassen hat er von sich. Plag' dich doch nicht mit dem Baum, Mutter! Ich hab' doch keine Freud' dran."

„Grad heuer, wo wieder einmal ein Rauschgoldengel oben hängt! So gefreut hab' ich mich daran." Betrübt geht die Frau an den Herd und schüttet den gemahlenen Kaffee in die Kanne. „Sonst hammer ja nix, aber einen guten Kuchen hab' ich dir gebacken, Rosel!" Es war alles, was die Liebe der armen Frau schaffen konnte. Die Rosel hat ja nicht einmal die Aussicht, wieder eine Stelle zu bekommen. So blaß sitzt das brave Mädel da, und verweint — ja, die müßt' sich halt im Haushalt tummeln dürfen, dann bekäm' sie schon rote Backen. So in einem eigenen jungen Heim...

Ungezogen heftig schrillt plötzlich die Wohnungstürklingel. „Brennt's denn?" schilt die Tochter und eilt hin, zu öffnen.

„Hermann!" — „Rosel!"

„Na, aber!" sagt die Mutter dazu. Wie das Küssen aber so gar kein Ende nehmen will, wendet sie sich wieder ihrem Kaffee zu und braut daran herum, als müßte sie das Kaffeekochen überhaupt erst erfinden.

Und dann kommt es heraus: Dem für Formen- und Farbeneffekte geschulten Auge des Vielseitigen war beim Betrachten des Rauschgoldengels ein Gedanke durch den Kopf geflogen. In höchster Eile — nur wenige Wochen waren noch bis zum Fest — bot er dem schlecht florierenden Vorstadt-Kaufhause seine Dienste an. Der Inhaber, schon am Geschäftsgange verzweifelnd, faßte nach dem letzten Strohhalm. Alles arbeitete, arbeitete Tag und Nacht — und der Altmünchener Weihnachtsengel siegte. Hermann bekam den dort neu geschaffenen Posten eines Schaufensterdekorateurs.

„Wollen Sie meine Schwiegermutter werden?" schloß der Glückliche seine frohe Botschaft. Da gab es ein allgemeines Küssen — aber die Mutter kam dabei zu kurz.

Das Wunder im Eis.

Skizze von Georg Paul Lücke.

Vor zehn Jahren war es, daß die Bergler im Val Durnand ein wundersames Erlebnis hatten. Wie alle Jahre um die Mitternacht des Sylvestertages wallfahrteten sie hinauf zum „Wunder im Eis", der Madonna ein Bäumlein zu zünden, ihr Gebet zu sagen, daß sie ein gesegnetes Jahr fürsprechen möge.

So war es Sitte und Brauch seit jener Zeit, da der Gletscher zu Tal wanderte, die Almen übereiste und die ersten Häuser im Dorf mit seiner Wucht erdrückte. Jetzt freilich standen sie wieder seit Jahrhunderten schon. Vom Hügel betreute das Kirchlein die wetterbraunen Dächer. Breit und behäbig stand der Kastreiner Hof, den Fremden zum willkommenen Aufenthalt im Hochtal, durch das der rauschende Durnandbach Hochweltsgrüße in die Ferne trug.

Unweit wuchtete der Gletscher ins Tal, schob mit eisiger Tatze die Moränenwälle Jahr für Jahr vor sich her mit gieriger Kraft. Schon hatte er das „Wunder im Eis" berührt, das Madonnenbild. Sie mußten das Eis ringsum immer wieder wegschlagen, damit er es nicht zerstöre.

Seit zehn Jahren nannten sie es so, weil sie damals das Wunder sahen, als sie den Weg durch meterhohen Schnee zum Bildstock gegraben hatten.

Im Rubinschein des ewigen Lichtleins, das die ernsten Züge der Madonna mit lebendigem Glanze überhauchte, hatten sie den Toten gefunden. Er saß zu ihren Füßen, ein mildes Lächeln spielte um seine Lippen. Wohl eingehüllt gegen Sturm und Kälte, hielt er den Knaben in den Armen.

So trat Silvester Namenlos, wie sie den Findling und Waisenknaben benannten, in die Geschichte des Hochtales.

Woher er kam? Niemand wußte es. Niemand meldete sich, nach ihm zu fragen. Aus Welschland, irgendwoher, so schloß der Pfarrer aus den wenigen Worten, die der Dreijährige lallte, als sie ihn dem Gletschertode entrissen hatten.

Er verlebte im Pfarrhaus seine stille Jugend. Als er älter geworden, half er da und dort den Älplern bei der Mahd, bei den Wildheuern, war Ministrant beim Hochamt und dabei, wenn die Leute starben.

Gern saß er mit Kleister- und Farbentöpfen im Dämmerdunkel der Kirche, die Heiligenfiguren auszubessern, die verblichenen Farben aufzufrischen. Oftmals gab er ihren vergilbten, zersprungenen Gesichtern pulsendes Leben. Dann meinte der Pfarrherr wohl, Silvesters Vater müsse ein großer Künstler gewesen sein und in ihm erwache ererbtes Talent.

Jeder im Dorfe hatte ein gutes Wort für den Kleinen, fuhr mit rauher Berglerhand durch dessen welliges Braunhaar, tat einen Blick in die seltsam träumenden Augen.

Die Dorfkinder scharten sich oft um Silvester, der ihnen die Berge wies und ihnen Märchen erzählte, die er selbst erfand. Eine merkwürdige Welt war es, die er ihnen enthüllte. Eines wollten sie immer wieder hören: die Sage von der blonden Frau, die dort oben im Gletscher saß und mit niedergeschlagenem Blick ernst und mild auf das Kindlein in ihrem Schoß sah.

Als der Eiswurm vor hunderttausend Jahren — so erzählte Silvester — sich beutelüstern zu Tale wälzte, erblickte er das Bildnis, wollte es wie die Felsen und Blöcke um ihn her verschlingen. Schon öffnete er den Rachen, da klang ein Lied in der blauen Nacht, so süß und wehmutsvoll, daß er halt machte und lauschen mußte. Dann zog sich das weiße Untier leise zurück und hat seitdem nicht mehr gewagt, die Menschen zu stören.

Die Madonna aber habe seitdem die Augen aufgeschlagen und lächele.

Daß dem nicht so war, kümmerte die Kinder nicht. Es konnte ja immer noch so werden. —

Der Kastreiner, der einmal zufällig vorüberkam und Silvesters Märchen vernahm, schüttelte den grauhaarigen Kopf. Er wußte es besser. Kamen doch alljährlich die

Topographen und Geologen ins Val Durnand, steckten ihre Stangen, legten die Steinmarken und sagten, daß der Gletscher in unaufhaltsamem Vorgehen begriffen sei. Sie rechneten aus, daß er in fünf Jahren bereits die Dorfgrenze erreichen werde, daß Menschenhand nichts dagegen vermöge.

Dort aber, am Dorfrain, stand Kastreiners Haus. —

Es war ein schlimmer Winter. Wochenlang hatte der Westwind den Schnee über die Berge und Hänge ins Tal geworfen. Wie übergelaufener Teig hingen am Piz Tarvant die Wächten über den Grat. Am Totenbrett, dem Schliff des großen Bergsturzes, wölbte sich das weiße Leichentuch in haushohen Hügeln. Bedenklich prüften jeden Morgen die Leute, ob dort die Lawine schon reif, und wohin sie wohl ihren Weg nehmen werde.

Sonntag für Sonntag bahnten sie den Weg zum „Wunder im Eis", ihren Bittgang zu tun. Immer schwieriger wurde es, immer gefährlicher, und immer weniger waren es, die den Gang wagten. —

Endlich ging nur einer noch. Silvester Namenlos schnallte sich die Bretter an die Füße und stapfte hinauf, um das ewige Lichtlein zu erhalten.

Zum ersten Mal seit Menschengedenken mußten sie darauf verzichten, am Sylvestertage der Madonna das Christbäumlein anzurichten.

Der Föhn war erwacht, riß Wolken von Schnee von den Gipfeln, mischte sie mit den wirbelnden Flocken, die unaufhörlich vom Himmel sanken. Lawinen donnerten mit furchtbarem Krachen zu Tal, fraßen gähnende Löcher in die glitzernde Tannenpracht.

Am Neujahrstage fehlte Silvester. In wilder Sturmnacht hatte er den Gang gewagt, obwohl es ihm der Pfarrer untersagt.

Und in dieser Nacht war unter gewaltigem Donnern und Dröhnen die Lawine vom Totenbrett abgegangen. Nun staute sie sich hoch am Gletscherende, wo die Madonna gestanden.

Keiner blieb zurück. Die Bergler wühlten sich durch die weißen Massen, zogen Gänge, bis sie den Platz erreichten.

Silvester Namenlos fanden sie, dem Bildnis zu Füßen. Es war, als ob er nur schliefe. Ein Lächeln lag um seinen jungen, bleichen Mund.

Als sie die Madonna aus der schimmernden Hülle befreiten, da griff ein Schauer die Menge. Die Madonna lächelte. Weit geöffnet blickten die Augen zum Himmel, zwei leuchtende Saphire, in denen die Sonne, die über den Bergen stand, ein überirdisches Licht entzündete, als wollten sie das Wunder fassen der weißen Bergwelt um sie her.

Das war des Silvester Namenlos letzte Künstlertat, mit der er sie hatte überraschen wollen.

Noch glühte in rotem Gefunkel das ewige Licht.

Exin.

Wenn man von Bromberg aus nach Wongrowitz fährt, muß man durch das kleine auf dem Berge gelegene Exin. Schon von weitem sieht man das Städtchen. Inmitten all' der winzig erscheinenden Häuser ragen weit über diese die evangelische Kirche, das Lehrerseminar, die Klosterkirche und der Wasserturm empor.

Exin wird bereits in der Chronik im Jahre 1262 erwähnt, damals als Dorf. Im Jahre 1300 war Exin bereits Stadt. Boleslaus, Großherzog von Polen, dem die Stadt gehörte, gab sie im Jahre 1262 seinen Getreuen Riner und Johann, damit sie Exin nach deutschem Recht anlegen sollten. Er befahl, daß weder ein Starost noch Wojewode oder Edelmann sich in die Amtsgeschäfte der Stadt einzumischen habe. König Wladislaus bestätigte das deutsche Recht und entfernte das polnische Recht. Sämtliche Strafsachen sowie Amtshandlungen durften nur nach dem deutschen Gesetz behandelt werden. Im 14. Jahrhundert wurde der Freibrief Exins von Sigismund II. bestätigt.

Im Jahre 1441 wurde Exin von einer furchtbaren Brandkatastrophe heimgesucht, die alles vernichtete. Der Handel und das Handwerk, das damals in großer Blüte stand, konnten sich von diesem Schicksalsschlage sehr schwer erholen.

Der Exiner Distrikt oder der Distrikt Kczinensens wird in Chroniken des 15. Jahrhunderts erwähnt. Der Distrikt unterstand bis 1765 dem Palatinate Kalisch. König Wladislaus III. verschrieb Exin im Jahre 1440 für 500 Mark an Albert Slupski. Vogt von Exin war im 15. Jahrhundert Simon Czajka. Dieser Simon Czajka hatte einen unmündigen Sohn, der auf den Rat guter Freunde die Vogtei mit allem was drum und dran war, für 100 Mark an Michael Drogosch verkaufte.

Im zweiten Schwedenkriege hatte Exin viel zu leiden, doch erholte es sich bald darauf. Damals blühte besonders die Töpferei sehr gut. An die Glanzzeit dieses Handwerks erinnert noch heute die Töpferstraße. Im Jahre 1768 wurde Exin von Kalisch abgelöst und Gnesen unterstellt. 1773 wurde Exin preußisch.

Ein Karmeliterkloster, das im Jahre 1612 aus Holz erbaut wurde, fiel wie damals die ganze Stadt im Jahre 1775 einer Feuersbrunst zum Opfer. Unter König Friedrich Wilhelm II. wurde dann die jetzige Klosterkirche massiv aufgebaut. Es ist ein schöner Bau, der den Mittelpunkt der Stadt bildet. In der Kirche befindet sich ein Gnadenbild, von dem folgende Legende berichtet wird: Ein Fräulein Wilczynska vom Gute Zurawia in der Nähe Exins hätte dauernd an furchterlichen Kopfschmerzen gelitten. Sie sei in die Klosterkirche gegangen, um vor dem Bilde ihr Gebet zu verrichten. Da sei ihr der Gedanke gekommen, ihr Haar abzuschneiden, was sie auch tat. Sie legte das Haar dem Bildnis auf den Kopf. Sofort ließen die Schmerzen nach. Nach einiger Zeit wurde von Kirchgängern beobachtet, daß das Haar weiter gewachsen sei. Eine zweite Legende sagt, daß ein blinder Bettler, der in Tupadly bei Exin in einer Scheune geschlafen hatte, geweckt und von einer unsichtbaren Hand auf das freie Feld geführt wurde. Plötzlich sei er sehend geworden. Damals wurde behauptet, daß der Bettler dem Gnadenbild, vor dem er vorher gebetet hat, seine Sehkraft zu verdanken hat.

Außer der Klosterkirche hat Exin eine Pfarrkirche, die im Jahre 1815 neu erbaut wurde. Einen sehr schönen Bau stellt die evangelische Kirche dar. Die Kirche wurde im Jahre 1913 neu erbaut. Mit ihren kostbaren Bleifenstern, dem wunderschönen Altar mit dem dreiteiligen Bild, das Jesu und seine Jünger darstellt, ist sie eine Sehenswürdigkeit der Stadt. Die Bleifenster wurden von den Besitzern gestiftet, die in der Kirchengemeinde Exin wohnen. Leider sind in den letzten Jahren die Fenster zum Teil von Bubenhänden durch Steinwürfe zerstört worden.

Die erste evangelische Kirche wurde in Exin im Jahre 1781 erbaut. Nachdem die Exiner evangelische Gemeinde im Jahre 1827 selbständig wurde, nahm die Zahl der Mitglieder immer mehr zu, so daß im Jahre 1834 bereits 3000 Seelen zur Exiner Gemeinde zählten. 1845 mußte eine neue Kirche gebaut werden, da die alte Kirche zu klein war. Im Jahre 1902 wurde dann in der Nähe der Kirche ein Gemeindehaus gebaut.

Der jüdischen Gemeinde steht als Synagoge ein sehr schöner massiver Bau in der Parkstraße zur Verfügung. Er wurde im Jahre 1881 errichtet. Damals zählte die Gemeinde 180 Mitglieder.

Das katholische Lehrerseminar, das auf dem Boden der Klosterkirche gebaut wurde, besteht seit dem Jahre 1860. 1865 wurde es seinem Zwecke übergeben. Wie die Chronik schreibt, haben 900—1000 Lehrer hier ihr Examen gemacht. Leider ist das Seminar auch ein Opfer der schlechten Zeiten geworden. Das große Gebäude steht jetzt leer. Die einzelnen Klassen wurden den Seminaren Bromberg, Rogasen und Wongrowitz zugeteilt.



* **Roman in drei Kapiteln.** Erstes Kapitel. Ich habe hellblaue Augen.

Zweites Kapitel. Ich versuchte, mit dem Mädel eines anderen anzubändeln.

Drittes Kapitel. Ich habe ein blaues und ein schwarzes Auge.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg